

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Carl Busse

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

16. Kapitel.

Juschu Laszkowicz' großes Madonnenbildwerk war fertig. Und als hätte seine Kraft gerade so weit gelangt, als hätte er das Letzte mit dem letzten Schnitt des Steders ausgegeben, sank er vor dem vollendeten Werke zusammen. Wie lange er bewusstlos und im Fieber lag, wußte er nicht. Es war finster in der Stube, als er frierend aufwachte. Mühsam kroch er zu seinem Lager. Er blieb mit wachen Augen darauf liegen, bis der Morgen kam. Die Zähne klapperten ihm, so durchschauerte ihn die Kälte. Dann plötzlich brach überall der Schweiß aus. „Wie schwach ich bin,“ dachte er und lächelte seltsam. Mit einemmal drehte er sich um. Da stand sein Werk. Da stand die heilige Jungfrau, selig, lebendig, als wollte sie mit dem Kindlein auf ihn zukommen. Und er war der Schöpfer.

Seine Augen schlossen sich und öffneten sich wieder. So wollte er liegen bleiben und sie nur ansehen. Und die Stunden vergingen. Er empfand keinen Hunger, ob es auch lange, lange her war, daß er nichts gegessen hatte. Er brauchte es jetzt nicht mehr. Sein Wille hatte ihn aufrecht erhalten, bis erfüllt war, was als heilige Last auf ihm gelegen. Die Last war von ihm genommen. Nur der Durst quälte ihn sehr. Aber er war zu schwach und zu müde, sich nach dem Wasserkrug zu schleppen. Er trank sich Erquickung, indem er Maria ansah.

Stärker wurde der Durst, fliegender der Atem. Mit äußerster Anstrengung zog er sich hoch, daß der Kopf höher lag. Der Atem wollte immer fortbleiben. Ein wahnsinniges Angstgefühl, daß er ersticken müsse, packte ihn. Er wollte schreien, kein Schrei kam aus der Kehle. Selbst die heilige Jungfrau half nicht mehr. Dann schien die Brust wieder freier zu werden. Ohne Schmerzen lag er da, nur sehr, sehr matt. Jeden Augenblick glaubte er, er müsse einschlafen. Aber er schlief nicht ein.

Wieder ward es dunkel. Lange, furchtbare Stunden. Gegen Morgen schien ihm jemand an der Tür zu sein.

„Ich habe die Tür nicht verschlossen!“ durchzuckte es ihn. „Man wird kommen, man wird sehen, was ich geschaffen habe, man wird es fortnehmen.“

Der quälende Durst hatte ihn nicht aufgetrieben: jetzt trieb ihn die Angst auf. Taumelnd versuchte er sich zu erheben. Er mußte sich festhalten. Er sah ein, er konnte nicht mehr allein gehen und stehen. Aber es mußte sein. Alle Kraft nahm er zusammen. Bis zur Tür war es zu weit. Doch das Tuch konnte er greifen, mit dem er die heilige Jungfrau so oft bedeckt hatte.

Es gelang ihm wirklich. In plumpen Falteln fiel es

über sein Werk. Ein glückliches, triumphierendes Lächeln erhellte einen Augenblick sein Gesicht. Dann erschütterte ihn ein jäher Hustenanfall. Die linke Hand, mit der er sich auf den Rücken des Bettes gestützt, griff nach der Brust. Er verlor den Halt und brach ächzend zusammen.

Kascha Maczmatek hatte zwei Nächte lang umsonst vor den Scheiben gestanden. Dunkel das Fenster, dunkel das Zimmer. Warum arbeitete er nicht? Was war ihm? Keiner hatte ihn gesehen. Selbst Essen hatte er sich nicht geholt. Die Unruhe verfolgte sie auf Schritt und Tritt. Als das Fenster auch in der zweiten Nacht sich nicht erhellt hatte, ging sie bis zum Morgen in dem engen, dumpfen Raum, darin sie jetzt hauste, auf und ab. Damit aber band sie ein rotes Kopftuch um das wirre, ungekämmte Haar und trat auf die Straße. Es war ihr lieb, daß sie noch ganz leer war.

Mit schnellen Schritten ging sie zur Schmiede. Sie klopfte nicht an der Tür. Sie preßte, wie als kleines Mädchen, das Gesicht an die halbgefrorenen Scheiben. Zuerst sah sie nichts. Dann schrie sie auf. Es lag etwas auf dem Boden. Undeutlich nur bemerkte man es. Sie zögerte keinen Augenblick. Fast krampfhaft, wie unter einem unbeugbaren Entschlusse, legte sie die Hand auf die Klinke.

Durch die unverschlossene Tür trat sie ein. Das Licht war noch grau. In dem grauen Lichte erhob sich etwas Großes, Bedecktes. Das übergenorfene Tuch ließ keine Umrisse erkennen. Aber um so größer, gewaltiger schien es emporzudämmern. Daneben der Krüppel, reglos, kalt, mit dem elenden, abgekehrten Gesichte. Ihr war heiß. Unter dem roten Kopftuch brannten ihre Waden. Und ihre Hände wurden schweißig, so kalt es im Zimmer war. Mit den Händen hob sie ihn, auf den Armen trug sie ihn auf sein Lager, die Last war nicht schwer. Sie deckte ihn zu, wie eine Mutter das Kindlein.

Dann sah sie sich um. Was sollte sie tun? Ihn wecken? Wodurch? Wenn sie ihm die Stirn mit kaltem Wasser rieb? Aber ob das auch gut war? Und plötzlich in dem einsamen Zimmer, wo nur ihr Atem hörbar war, neben sich das große, graue Versteckte, vor sich auf dem Lager Juschu Laszkowicz, als wär er tot, überkam sie eine grenzenlose Furcht. Am liebsten wäre sie fortgestürzt und hätte sich in einen Winkel verkrochen wie ein krankes Tier, um dort zu schreien, zu sterben vielleicht, was wußte sie!

Aber sie konnte ihn nicht allein lassen. Sie suchte nach Holz. In einem Winkel lag ein wenig Torf geschichtet. Reifig und ein zerspaltenes Keisendeckel daneben. Sie raste ein paar Hände voll auf und kauerte sich vor den niedrigen Ofen. Es wollte nicht brennen. Sie pustete die Flämmchen an.

Da fiel ihr ein, wie gern sie das früher getan hatte. Es war so sehr lange schon her. Sie konnte es kaum mehr denken. Da sollten die Flammen springen und knistern, sollten mit dem Holz spielen, wie die Kape mit der Maus, und huscha he, da hatten sie es und fraßen sie es! Heute sollte es nur warm werden. Ihr Gesicht glühte. Sie blies immer

von neuem das Feuer an. Ihr rotes Kopftuch rutschte in den Nacken. Der Widerschein der Flammen lag auf ihrem Gesicht.

Pföhllich regte es sich drüben, wo Juschu Waszkowicz lag. Noch röter ward sie. Sie hörte einen Augenblick auf zu blasen, ihre Arme sanken schlaff herab. Als sollte sie gerichtet werden, neigte sie das Haupt.

Sie wußte, er war erwacht; sie fühlte förmlich, daß er zu ihr hinsah. Doch sie wandte sich nicht. Und da das Schweigen andauerte, begann sie wieder das Feuer zu schüren. Es brannte jetzt lichterloh. Sie erhob sich. Aber mit rascher, instinktiver Bewegung hob sie das herabgerutschte Kopftuch empor, bis in die Stirn hinein, als ob sie sich schäme und niemand ihr Gesicht zu sehen brauche.

Als sei das alles selbstverständlich, nahm sie dann den Wasserkrug, goß ihn aus und kam mit dem frischgefüllten zurück. Sie schenkte ein Glas voll und rückte beides, Krug und Glas, so dicht an sein Lager, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte. Nach sekundenlangem Zögern entfernte sie sich durch die Tür.

Als er allein war, griff der Krüppel nach dem Wasser und trank durstig. Das tat ihm wohl. Dann legte er sich zurück und dümmerte vor sich hin.

Nicht lange, so knarrte die Tür von neuem. Wieder war es Kascha Kaczmarek. Sie mußte rasch gelaufen sein, denn ihre Brust flog. Sie brachte frisches Brot, Butter, Käse, Wurst. Von jedem etwas. Um Juschu Waszkowicz schien sie sich nicht zu kümmern. Nur als sie bemerkte, daß das Glas, welches sie ihm gefüllt hingestellt hatte, halb leer getrunken war, glitt ein heller Schimmer über ihr Gesicht. Jetzt strich sie eine Schmitte des dunklen, kräftigen Landbrotes mit Butter, verteilte die Wurst darauf, schnitt das Brot in kleine Streifen und Würfel und stellte das so zubereitete neben das frische Wasser. Ein letzter Blick traf den Ofen, mit dem Feuer hatte es keine Gefahr.

Da ging sie. Aber Juschu Waszkowicz aß nicht. Dafür trank er immer öfter. Die Schmerzen kamen wieder, der Husten, die Atemnot. Dann die Schwäche, der Schweiß, die Mattigkeit.

Nachmittags sah Kascha wieder nach ihm. Sie brachte eine warme Suppe mit, von Wurzeln gekocht. Fleisch hatte sie nicht. Als sie sah, daß er das Brot nicht angerührt, irrten ihre Augen scheu und schmerzbeugt über den Boden. Er nahm nichts von ihr. Demütig, als müsse sie um Vergebung bitten, stellte sie die Suppe hin. Dann trat sie zurück bis zur Tür, wo sie wartete.

„Was will sie noch?“ dachte der Krüppel. Sie war ihm halb unangenehm. Ihre Blicke waren seltsam auf die kleine Mahlzeit gerichtet, die sie zurechtgemacht hatte. Fünf Minuten vergingen. In Kaschas Augen schimmerte es feucht. Sie stand unbeweglich. Plötzlich streckte Juschu die durchstäbte, blasse Hand aus. Er schob ein Stückchen Brot in den Mund. Durch den Körper des Mädchens lief ein Zittern. Ihre Lippen regten sich, als wollten sie ihm danken, daß er nicht verschmähte, was sie brachte. Und erst jetzt verließ sie die Stube.

Fast ohne sich selbst darüber klar zu werden, erwartete sie der Kranke am andern Morgen. Aber die Stunden verstrichen. Endlich erklangen Schritte, sie kam nicht allein, der Arzt aus der Stadt kam mit ihr. Als er zu Juschu ans Bett trat, verschwand sie.

Sie war sehr müde. Im ersten Morgenrauen war sie nach Stralkowo gelaufen. Der Doktor schlief noch, als sie ankam. Sie wartete. Aber wenn er nicht zufällig auch nach dem Arm des alten Barons hätte sehen wollen, wäre er schwerlich herausgefahren.

Während er jetzt drinnen sprach und untersuchte, stand sie im Hausflur. Doch plötzlich war es ihr, als müsse sie beten. Sie warf sich auf die Knie, presste die Hände zusammen und murmelte alles durcheinander. So groß war ihre Angst.

Der Arzt machte nur eine Handbewegung. Da wußte sie, daß der da drinnen sterben mußte. Sie schrie nicht auf. Er hätte es hören können. Nur mit leisem Nechzen sank sie mit der Schulter gegen die Wand.

Als sie ruhiger geworden, dachte sie lange nach. Der Vater mußte benachrichtigt werden, der Schmied sollte wissen, daß sein Sohn starb. Es kam vor, daß hier und da heimlich noch einer zu den Aufständischen ging. Bei ihnen war Michael Waszkowicz. Solch einen Boten konnte sie gerade gebrauchen. Sie fand ihn in Ruba Borodnik. „Wenn

mich der Teufel hinüberfährt,“ antwortete er ihr, „soll es der Schmied wissen.“

Schon am übernächsten Tage war Ruba verschwunden. Nun wartete sie seit gestern auf Michael Waszkowicz. Es war Zeit, daß er kam. Denn jetzt blieb ihr sogar nicht verborgen, daß Juschu sich zu Ende quälte wie ein Licht.

In ihrem Verhältnis hatte sich nichts geändert. Keiner von beiden sprach jemals ein Wort. Als wäre sie die von ihm gedungene Magd, verrichtete sie stumm ihre Arbeit und ging.

So trat sie auch eines Morgens, ohne Gruß, wie immer, in den ihr nun schon vertrauten Raum. Einen kurzen, scheuen Blick warf sie auf den Kranken. Aber plötzlich, was sie noch nie getan, starrte sie in tödlichem Schreck ihn an und presste die Hände vor die Brust. Juschu Waszkowicz hatte eine sehr schwere Nacht gehabt. Gegen Morgen war ihm dann ganz frei und leicht geworden. Er hatte sich hochgezogen und sah vor sich hin. Die durchsichtigen, mageren Hände lagen mit gespreizten Fingern auf der Decke. Er hörte wohl seinen Atem rasseln und pfeifen, doch fühlte er keinen eigentlichen Schmerz. Aber aus alledem ward dem Mädchen plötzlich klar, daß seine letzten Stunden gekommen seien. Sie wollte an die Arbeit gehen, Feuer anmachen. Sie mußte immer wieder scheu hinüberblicken in sein Gesicht. Er lag jetzt, an diesem sonnigen Morgen, ganz im Lichte. Da sah sie erst, wie elend, abgezehrt, dünn und blaß er war. Und während sie zitterte in der Anstrengung, ein aufsteigendes Schluchzen zu unterdrücken, zog sie die Schürze straff und kniete darauf nieder, um Holz und Dorf in den Ofen zu schieben.

Da hörte sie einen Laut, wie einen stillen Ruf. Es konnte Kascha heißen. Alles Blut stockte ihr; kerkzengerade stand sie auf.

Juschu Waszkowicz hatte die Hand erhoben. Seine Augen sagten: „Komm' her!“

Und sie kam; fast steif trat sie an sein Bett; ihr Herz ging im Sturme.

Er deutete auf das Große, Verdeckte: „Nimm ab!“

Sie tat es. Langsam, noch immer ganz benommen davon, daß er mit ihr gesprochen, zog sie das übergeworfene große Tuch herab.

Da stand, von Licht und Sonne jetzt überflutet, die Madonna, die süße Gottesmutter. Ein klingender Ruf schien sich dem Kranken entringen zu wollen. Er brachte ihn nicht heraus. Aber als ob es ihn emporziehe, richtete er sich langsam immer mehr auf und starrte das Werk, sein Werk an.

Die Sonne überflutete es, die Sonne wob eine helle Aureole darum, die Sonne machte es warm und lebendig. Die Sonne verklärte es. Sie verklärte auch den Krüppel. Immer seliger ward das Lächeln seiner Augen, es erhellte das ganze Gesicht. Alle Erdenpein, alle Todesnot schien daraus zu verschwinden. Auch die holde Verwirrung und die Seligkeit des erfüllten Traumes. Es lag ein heiliger Friede darauf, eine große Stille und Sicherheit, die höchste Ruhe des Fertigseins.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Vision.

Von Georg Lebach.
(Nachdruck verboten.)

„Ja, was machen Sie denn da?“

Erstaunt sah ich nach meinem Freund, dem jungen Artillerie-Offizier, der sich in scheinbarem Uebermut daran machte, auf eine hohe Pappel zu klettern.

„Einen Augenblick, ich will mir nur ein bißchen die Gegend ansehen,“ rief dieser fröhlich zuwäd.

Mit einer ungläublichen Gewandtheit und Schnelligkeit kletterte er höher und höher, bis ihn die in mehrere starke Nester auslaufende Spitze der Pappel nicht mehr tragen wollte. Ich war ernstlich um ihn besorgt, doch ehe ich es mich recht versah, war er wieder unten.

„Sie haben eine bewundernswerte Fertigkeit im Erklettern von Bäumen,“ sagte ich scherzend. „Schade, daß nicht mehrere dieses Schauspiel mit ansehen konnten, der Beifall der Menge wäre Ihnen sicher gewesen.“

„Das bringt die Übung so mit sich,“ erwiderte er lachend. „Sehen Sie, an solch einer Pappel mußte ich monatelang hinauf und auch wieder hinunterklettern. Sie diente mir als Beobachtungsstand. In ihrer Spitze war knistvoll ein Scherenferrohr eingebaut. In diesem führte mich immer mein Weg. Eine Leiter oder sonstige Hilfsmittel konnte man nicht anlegen, das wäre den idarften bewaffneten Mann der Franzosen nicht entgangen.“

„Ach und da wollten Sie wohl mal probieren, ob Sie es noch nicht gelernt haben?“

„Nun ja, es kann nicht schaden, wenn man ein bißchen im Training bleibt. Doch wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen erzählen, wie ich dabei einmal fast das Genick gebrochen hätte und nur durch eine wunderbare Begebenheit heil und gesund davongekommen bin.“

Ich sagte Ihnen schon, mit welcher Vorsicht ich immer zu Werke gehen mußte, um nicht die Aufmerksamkeit der wachsamten Feinde zu erregen. Früh morgens, ehe es hell wurde, begab ich mich auf meinen lustigen Stand und konnte ihn häufig erst nach Einbruch der Dunkelheit wieder verlassen.

Das war natürlich keine Kleinigkeit, bei Wind und Wetter, bei glühendem Sonnenbrand, zwölf und manchmal mehr Stunden in dieser unsicheren Stellung zu stehen. Denn obgleich ein kleiner Sitz angebracht war, an dem man auch den Fernsprecher befestigt hatte, konnte man doch kaum von einem Sitz sprechen.

Am unangenehmsten waren mir die vielen feindlichen Granaten. Ich sah sie alle kommen und glaubte zuerst immer, sie stögen gerade auf mich zu. Doch daran gewöhnt man sich. Mit der Zeit wurde ich vollständig abgestumpft. Ich will es aber nicht leugnen, daß dieser überaus anstrengende Dienst meine Nerven sehr mitnahm.

Eine Entschädigung hatte ich, ich konnte jede Nacht in einem richtigen Bett schlafen. Wenn ich des Abends von meinem Baum heruntergerutscht war, mußte ich noch ein Stück zu Fuß gehen. Dann bestieg ich mein bereitgestelltes Pferd und im Galopp ging es bis zu einem kleinen, im Walde versteckt liegenden Dörfchen.

Bei einer alten Frau hatte ich eine kleine, aber gemütliche Stube. Vor einigen Monaten war ihr einziger Sohn gefallen, und sie hatte den Schmerz noch nicht überwunden. Mich behandelte sie stets freundlich, ja ich kann sagen, mit einer gewissen Zuneigung. Sie sah wohl in mir nicht den Feind, sondern ebenfalls eines Mutter Kind. Mein Verhalten ihr gegenüber war natürlich dementsprechend höflich und rücksichtsvoll.

Ein Umstand kam unserem guten Verhältnis sehr zu statten. Die Frau besaß einen wundervollen schneeweißen Angora-Kater, auf den sie nun nach dem Verlust ihres Sohnes ihre ganze Liebe verschwendete. Alte Frauen pflegen ihren Lieblingstieren eine große Menschenkenntnis zuzutrauen, und da der Kater sich ganz besonders zu mir hingezogen fühlte, war es klar, daß ich eine gute Seele haben mußte. In Wirklichkeit lag der Grund viel einfacher. Der Kater war unglaublich gefräßig, und ich gab ihm von den Vedereten, mit denen mich meine Angehörigen ausgiebig versorgten, stets einen Teil ab. Es war daher kein Wunder, daß er, sobald ich im Hause war, nicht von meiner Seite wich und nirgends anders als in meinem Zimmer schlafen wollte.

Eines Nachts war ich todmüde angekommen und warf mich, ohne noch etwas zu genießen, halbangekleidet auf mein Bett. Sehr bald versiel ich in einen festen, aber unruhigen Schlaf.

Plötzlich erwachte ich. Ich hörte ein merkwürdiges Geräusch, das bald oben auf dem Dachboden, bald in meiner Stube zu sein schien. Die Nacht war ziemlich hell und ich konnte zur Not die einzelnen Umrisse unterscheiden.

Da klappte ganz deutlich die Tür. Ich vernahm leise, schleifende Schritte. Mit einem Satz war ich aus dem Bett. Leider verlagte meine elektrische Lampe. Aus der Ecke, wo der Ofen stand, starrten mir zwei unheimlich glühende Augen entgegen.

Heute ist es mir unbegreiflich, wie ich so erschreden konnte. Ein lähmendes Entsetzen hatte mich gepackt. Glücklicherweise kam gleich darauf meine Wirtin, die das Geräusch auch gehört hatte, mit einer brennenden Lampe.

Nun hörte sich das Rätsel an. Es war der weiße Angora-Kater. Aber wie sah er aus. Kohlpechschwarz! Gewiß war er aus Versehen ausgehossen worden, und hatte sich den Eingang in das Haus durch den Kamin erzwungen. Nicht die Zimmertür, sondern die nur angelehnte Ofentür hatte geklappt, und es waren seine im Dunkeln leuchtenden Augen, die mir einen solchen Schrecken eingejagt hatten.

Unwillkürlich mußte ich lachen, doch meine Wirtin weinte und jammerte. Ich wollte sie über ihren vermeintlichen Kummer trösten und sagte, daß ihr Liebling nach einer gründlichen Behandlung mit Wasser und Seife sicher wieder seine alte Schönheit erlangen würde. Sie aber unterbrach mich:

„Mein lieber junger Herr, nicht um den Kater bin ich in Sorge, sondern um Sie. Schon einmal ist der Kater durch den Kamin gekrochen und den Tag darauf fiel mein Sohn.“

Plötzlich fiel sie vor mir auf die Knie und bat und flehte, ich solle doch nur den einen Tag zu Hause bleiben, ich könnte mich ja krank stellen. Sie hatte mich lieb gewonnen wie ihr eigenes Kind und würde es nicht ertragen, wenn ich nun auch sterben müßte. Ich schob sie beiseite und sagte ärgerlich:

„Wie können Sie nur von mir erwarten, daß ich wegen eines solch unsinnigen Aberglaubens auch nur einen Augenblick meine Pflicht veräume. Und übrigens, wenn mich der Tod finden will, so findet er mich auch hier.“

Da ging sie leise weinend hinaus.

An Schlaf war nun doch nicht mehr zu denken. Früher als gewöhnlich brach ich auf. Ich hatte nicht viel Zeit, über mein nächstliches Abenteuer nachzugräbeln. Die Franzosen waren sehr eger, ihr Artilleriefeuer nahm ständig an Heftigkeit zu. Sehr lästig

war mir die große Hitze und die unbarmherzig brennende Sonne. Dazu überfiel mich eine derartige Müdigkeit, daß ich nur mit äußerster Anstrengung dem Schlaf widerstehen konnte.

Auf einmal sah ich zwei schwere Granaten in gerader Linie wie ein Zwillingpaar auf mich zukommen. Sie schlugen auch etwa hundert Meter vor meinem Baum zusammen ein.

Da hatte ich eine fürchterliche Vision.

Eine ungeheure Wolke von Qualm und Rauch entwiderte sich, die den grellen Blitz der kreisenden Geschosse dämpfte. Daraus bildete sich ein riesengroßer Kater, das Feuer der Granaten waren seine glühenden Augen, sein aufgesperrter Rachen drohte mich zu verschlingen.

Hatte die Erzählung der alten Frau so auf mich gewirkt und waren meine Nerven schon derartig zerrüttet, daß dieser eingebildete Anblick mich ganz aus dem Häuschen bringen konnte, war es die fürchterliche Hitze, kurz und gut ich bekam einen Schwächeanfall und fiel von meinem Sitz herunter.

Ich wäre wohl zerquetscht unten angelangt, hätte ich mich nicht noch rasch mit Armen und Beinen an dem Stamm angeklammert. So rutschte ich mit eigenartiger Geschwindigkeit herab. Zwar war meine Uniform zerrissen, meine Hände bluteten, aber sonst war ich heil und unverletzt.

Kaum hatte ich jedoch den festen Boden berührt, als es über mir einen entsetzlichen Knack gab. Den Franzosen war es endlich gelückt, die Pappel zu treffen. Wie ein Strohhalm stürzte sie in sich zusammen.

Das Scherenferntrohr und mein kunstvoller Sitz lagen nicht weit von mir ganz zertrümmert auf der Erde. Ich war zum zweiten Male mit dem bloßen Schrecken davongekommen und das Staunen der Kameraden fand keine Grenzen, als ich, der Totglaubte, ihnen munter und vergnügt entgegenstarrte.

Immer wieder habe ich diese Gesichte von meiner seltsamen und wunderbaren Rettung erzählen müssen.“

Schweigend waren wir weitergegangen. Wir kamen an eine Lichtung. Ein herrlicher Blick auf das friedliche deutsche Land tat sich vor uns auf.

„O meine geliebte Heimat,“ rief mein junger Freund entzückt, „möge dir immer das schreckliche Elend, wie es die Kriegsurie über jenes unglückliche Land verbreitet, erbart bleiben.“

In diesem Augenblick brach die Sonne durch die Wolken. Ihre leuchtenden Strahlen schienen unseren trunkenen Augen eine glückliche Vision, eine stille Verheißung zu sein.—

Vermischtes.

— Wie Edelmetallrückstände wiedergewonnen werden.— Wenn schon im Frieden die Rückgewinnung der Edelmetalle aus den verschiedenen gewerblichen Rückständen von großer Wichtigkeit war, so erscheint sie heute in Hinblick auf den gesteigerten Wert des Goldes von ganz besonderer hoher Bedeutung. Im Kriege, der auch zur Sammlung von Schmelzrückständen aller Art zur Wiedergewinnung des darin enthaltenen Feingoldes für die Reichsbank veranlaßte, handelt es sich um zwei Prozesse: erstens um die Läuterung des Feingoldes aus den gesammelten Schmuckgegenständen und zweitens um die Ausnützung der gewerblichen Rückstände aus allen jenen Betrieben, in denen Silber und Gold verarbeitet werden. Die Wertgegenstände, die auf den Sammelstellen einlaufen, enthalten Gold in den verschiedensten Karaten und verschiedensten Legierungen, vielfach in Verbindung mit Silber, Platin und auch einer großen Anzahl von unedlen Metallen. Zur Gewinnung des Feingoldes gilt es vor allem, wie einer Schilderung dieses Rückgewinnungsprozesses von Georg Nicolaus in der „Umschau“ zu entnehmen ist, den Schmutz von allen unedlen Teufen zu befreien. Hieraus wird die zurückbleibende Masse in einen aus H_2SO_4 und HNO_3 verfertigten Schmelztiegel gebracht. Wenn der Inhalt, das sogenannte Schmelzgut, flüssig geworden ist, wird Salpeter zugesetzt, der Tiegel wieder verschlossen und zur Weißglut gebracht, in welcher er ungefähr eine Stunde lang verbleibt. Dann läßt man ihn erkalten, und der Salpeter hat eine Reinigung des Goldes bewirkt, indem er unedle Legierungszusätze, Bronze, Kupfer oder dergleichen zerstört, wobei es jedoch nicht gelingt, das Kupfer vollständig zu entfernen. Was bisher gewonnen wurde, ist also vorläufig erst bloß eine Legierung von höherem Wert. Nunmehr wird der erkaltete Tiegel zertrümmert, das Schmelzprodukt, „König“ genannt, wird nach Entfernung noch anhaftender Schlacken ein zweites Mal geschmolzen, und zwar mit Zusatz von Borax, und dann als sogen. Blausche in eine eiserne Form ausgegossen. Schließlich walzt man diese Blausche zu dünnem Goldblech, das, in ganz kleine Stücke zerschnitten, durch ein Säurebad, meist reine Salpetersäure, aufgelöst wird, wobei das Feingold in Gestalt eines schwarzbraunen Pulvers auf den Grund der Lösung sinkt. Dieses Feingoldpulver wird mit heißem Wasser ausgewaschen und nach der Trocknung wiederum mit Borax und Soda geschmolzen, woraus als Endprodukt das chemisch reine Feingold gewonnen ist. Wesentlich komplizierter ist der Vorgang bei der Rückgewinnung des Edelmetalls aus den gewerblichen Rückständen, als da sind Maschinenöle, Arbeitsgeräte der Feinmechanik, Schrot, ja selbst Staub der Arbeitsräume, Arbeitsmittel, Handtücher usw. In all diesen Gegenständen, auch im Waschwasser, sammeln sich oft erhebliche Mengen feiner Metallteilchen an, die nicht verloren gehen dürfen. Die Gesamtheit

all dieser zu verarbeitenden Massen, Gekräß genannt, wird in Oefen, die denen der Bäckerei nicht unähnlich sind, verbrannt. Die so gewonnene Asche befreit man nach dem Erkalten von darin verbliebenen Metallrückständen, Kohlenaschen, Eisendrähten usw., der Rest wird in Kugelmöhlen gemahlen und gereinigt. Hierauf werden von dem so zubereiteten Gekräß zur Feststellung des darin enthaltenen Feingoldes Proben an die Scheideanstalten gesandt, die dementsprechende Kaufangebote machen. In Deutschland gibt es eine ganze Anzahl von Scheideanstalten, die großartig organisierte Betriebe darstellen und deren jährlicher Umsatz sich nach Millionen beläuft. Eine große Scheideanstalt in Porzheim z. B. hat allein, wie Georg Nicolaus bemerkt, einen durchschnittlichen Jahresumsatz von 20 Millionen M. Da den mit Edelmetallen arbeitenden Betrieben, vornehmlich der Goldwarenindustrie, im Kriege alle gewöhnlichen Goldquellen verschlossen sind, vermögen sie gegenwärtig ihren Bedarf überhaupt nur noch aus den Scheideanstalten zu decken. Nur die geschilderte Ausnützung auch der minimalsten Staubteilchen und eine reiflose Organisation ermöglichen auch der Goldwarenindustrie das so wichtige Durchhalten.

— Kann man ein Infanteriegeschöß fliegen sehen? Die Augen moderner Gewehre fliegen unfaßbar schnell; kein erwartungsvoller Augenblick kann sich zwischen das Sehen des herannahenden Geschößes und sein Treffen drängen. Dennoch ist die Flugbahn der weiblichen Körper für unsere Sinnesaufnahme nicht unfaßbar. Einmal indirekt durch die unserm Auge an Lichtempfindlichkeit und Schnelligkeit der Lichtaufnahme weit überlegene photographische Platte und dann durch geeignete Beobachtungsaufstellung zur Flugbahn. Am leichtesten läßt sich eine solche günstige Kombination von Umständen bei den großkalibrigen Geschößen und zwar naturgemäß besonders bei jenen erzwingen, die wegen ihres freien ersten Aufstieges die Mündungsgeschwindigkeit von 200—400 Meter in der Sekunde nicht überschreiten. Man muß dazu in der Längsachse des Geschützrohres hinter dem Geschöß stehen und sein Augenmerk auf mögliche Stellen der Flugbahn richten, die ungefähr 200 Meter vor diesem selbst liegen. Die Kurve des Geschößes, ja seine durch den Drall bewirkte Rechtsabweichung sind deutlich bis zum völligen Verschwinden, was bei übersehbarer Entfernung notwendig eintreten muß, zu verfolgen. Flachfeuergeschöß mit ihren Anfangsgeschwindigkeiten von oft doppeltem Betrag erschweren dem forschenden Auge die Aufgabe nicht selten bis zu nahezu nicht mehr faßbaren, bisartig darauf eindringenden Seh-Eindrücken. Das Infanteriegeschöß, das letzten Endes auch von einem Flachfeuergeschöß ausgehien wird, war bis heute wegen der bei ihm jede Beobachtung noch besonders erschwerenden Kleinheit nur mehr der Platte zugänglich. Vor einiger Zeit hat jedoch Leutnant Dr. Siebert durch einen glücklichen Zufall, über den er in der „Umschau“ berichtet, die Möglichkeit, auch das Infanteriegeschöß fliegen zu sehen, erkannt. Als Artilleriebeobachter, dem die Welt sich während vieler Stunden des Tages ausschließlich im Scherenfernrohr spiegelt, wollte er auch einmal den Einschlag eines Gewehrschulisses fixieren, sah aber zu seinem Erstaunen nicht nur diesen, sondern die ganze Flugbahn des Geschößes auf das Genaueste. Ein dunkles, schattenhaftes Etwas bewegte sich in flachem Bogen mit ungeheurer Geschwindigkeit, schien plötzlich im Boden verschwinden zu wollen, um gleichzeitig Stein und Staub noch aufzuwirbeln. Die Vergrößerung des Fernrohres hatte die Entfernung auf ein Gehäufel verkürzt, die Geschwindigkeit in gleichem Verhältnis verringert, so daß zwar nicht das Geschöß selbst, wohl aber der von diesem fortwährend erzeugte Luftwirbel gesehen werden kann. Dieser das Geschöß auf seiner Bahn begleitende Luftwirbel, der durch einfache Kompression der Luft an der Spitze der Granate entsteht, ist von höherer Temperatur als seine Umgebung, bricht daher das Licht in anderem Winkel und hebt sich dadurch wieder als ein dunkles, schattenhaftes Gebilde, das in seiner Mitte das Geschöß trägt, ab. (senziert Berlin) D.

* Der Tote als sein eigener Begräbnisfänger. Ein von der Direktion der Pariser Großen Oper gefaßter Beschluß hat das Interesse für das Grammophon wieder einmal ganz besonders in den Vordergrund gerückt. Es sollen nämlich Plattenaufnahmen von Caruso, Tamaquo, der Patti und der Melba, sowie von Jan Kubelik und anderen berühmten der Oper oder des Konzertsalles in Kästen aus Kupfer luftdicht verschlossen und in den Kellergewölben des Opernhauses „begraben“ werden. Zweck dieser Maßnahme ist, durch diese völlige Abschließung die Platten vor Schwädigung zu bewahren, um sie erst 100 Jahre nach dem Tode der betreffenden Künstler wieder hervorzuholen, zu Ruh und frommen künftiger Generationen. Dies erinnert die „Daily News“ an einen Fall, in welchem ein Toter mittels des Grammophons sich selbst sein Grablied sang. Und zwar handelte es sich um einen berühmten irischen Sänger, der viele Jahre hindurch Bassolist in einem Kirchenchor war und hohen Ruf genoss. Als er starb, wurde im Verlaufe des feierlichen Begräbnisses auf den Deckel des in der Kirche aufgebahrten Sarges ein Grammophon gestellt, das eine Platte mit der besten Aufnahme des Sängers enthielt. Als dann während der Totenmesse der Chor einsetzte, ließ man bei der betreffenden Stelle das Grammophon spielen, so daß der tote Sänger auch bei diesem Anlaß das Bassolo ausführte, das ihm zu Lebzeiten so viel Ruhm und Ehre eingetragen.

* Dicke Luft. Dieser Ausdruck, der vor dem Kriege ganz ungebräuchlich war, ist jetzt allgemein im Schwange, und man weiß, daß er zur Bezeichnung einer unter feindlichem Feuer liegenden Gegend gebraucht wird. Es wäre interessant, festzustellen, woher er kommt. Vermutet könnte werden, daß irgend ein Philologe oder sonstiger Italiener ihn aus dem Italienischen entnommen hat. Der Römer hat ja eine ganze Reihe von Bezeichnungen für die Atmosphäre: er spricht von aria cattiva, schlechter Luft, aria grossa, dicker Luft, aria sospetto, verdächtiger Luft usw. bis zur aria sana. Wir haben ja auch das Wort Malaria, das auch schlechte Luft bedeutet, allerdings ohne Uebersetzung, herübergenommen, vielleicht ist das auch mit aria grossa der Fall.

* Eine Riesenwurst als Künstlerhonorar. Von einem Künstlerhonorar, das man in unseren Tagen erst ganz vollkommen würdigen würde, weiß eine alte Chronik der Stadt Pilsdesheim zu berichten: „Ein Bildhauer bekam zu Anfang des 16. Jahrhunderts für ein dem wohlhablichen Rat dieser Stadt gefertigtes Bildwerk außer einem guten Lohne noch eine Wurst, 18¹/₂ Ellen lang und von der Dicke eines tüchtigen Manneschenkels. Diese verzehrte er im Amtshause und lud auf die Elle vier Gäste. Dabei fand ein ganz gewaltiges Trinken statt.“

Büchertisch.

— Die militärischen Fachausdrücke im Spiegel des Humors. Wir haben in dieser ernsten Zeit wirklich beinahe das Fröhliche verlernt. Nun kommt ein lustiges Künstlergemüt und besetzt uns eine Reihe köstlicher Bilder, die selbst den größten „Miesmacher“ zum Lachen bringen wird. Zwölf ganz famos Künstlerpostkarten sind es, die natürlich in erster Linie für unsere Feldgrauen bestimmt sind, die aber auch uns Dabeingeblienen den Trübsinn verjagen werden. Uebermühtige und doch direkt aus dem Leben genommene Bilder führen den lustigen Krieg zwischen Feldgrauen und deutschem Mädel vor. Es ist auch bezeichnend, daß diesen Karten trotz oder gerade wegen ihres köstlichen Humors nichts „Gewöhnliches“ anhaftet, und daß sie in jeder Familie gezeigt werden können. (Zimmer Jachmann. Eine lustige Reihe von 12 farbigen Künstlerpostkarten. Preis je 6 Pfg., insgesamt also 72 Pfg. Porto 5 Pfg. Verlag des Deutschen Offizierblattes Gerhard Stalling, Oldenburg i. Br.)

— Ich mit Verstand.“ Ein Buch über Ernährung von Dr. Adolf Reich. Verlag „Die Lesende“, G. m. b. H., Stuttgart. Kostenlos für die Bezahler der Wochenschrift „Die Lesende“.

— „Erste Pille.“ Das soeben im Verlage von E. C. Meinholtz & Söhne in Dresden erschienene Buch „Erste Pille“ von San-Rat Dr. Loewe-Dresden (Preis 2 M.) enthält eine kurzgefaßte und doch erschöpfende Anleitung zur Ausübung der ersten Pilleleistungen bei eingetretenen Unfällen und plötzlichen Erkrankungen.

— Deutschlands Kriegsziele. Von Geheimrat Professor Dr. Erich Brandenburg. 100 Seiten. Geh. M. 1,20. Verlag Duelle & Meyer in Leipzig.

— Hochland. Inhalt des Februarheftes: Mitteleuropa und die Seelenkultur. Von Dr. Hermann Plag. — Französische Kriegspoese. Von Firmin Coar. — Martinian lücht den Teufel. Roman von Johannes von Guenther. — Abend am See. Gedicht von A. von Dajfeld. — Kaiser Karl. Von Hermann Bahr. — Einsam. Gedicht von P. Zerlaulen. — Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. Von Dombellan Dr. F. A. Kestl. — Georg von Orterer. Von Professor Dr. A. Dürrwächter. — Ergebung. Gedicht von R. J. Sorge. — Politische Sittlichkeit und Realpolitik. Von Hochschulprofessor Dr. Robert Sattischid. — Kritik: Neue Romane. Von Franz Demwig. Kulturgeschichte des Mittelalters. Von Universitätsprofessor Dr. A. Meister. — Rundschau: Kriegsbetrachtung. Zwei österreichische Führer. Hugo Mühlnerberg. Duo vadis, Galia! Die vlämische Presse. Wagners „Faust“-Kompositionen. — Unsere Kunstbeilagen.

Bilderrätsel.



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
Einwand, Meise, Pauline, Achse, Ballerina, Wilna, Armee;
Wilhelm.